

tismus vollzog. Es spricht unbedingt für seine Traktate, wenn sie heute noch wert sind, einer theologischen Diskussion fruchtbar zu dienen. Es lohnte sich fast die Mühe, alle einzelnen Traktate zu referieren, doch kann in diesem Rahmen nur ein Querschnitt gezogen werden.

An erster Stelle steht die grundlegende Abhandlung: „Was ist Theologie?“ Sie ist eine Absage an Barths dialektische Theologie, deren Kennzeichen die Ausweglosigkeit ist. Peterson erhebt die Forderung, daß Gott nicht von Dialektik her gedacht werde, sondern von Gott her. Äußerst erfrischend wirkt auch heute noch (oder wieder!) die klare Unterscheidung von Mythos und Theologie, deren Wesen dreierlei ausmacht: Offenbarung, Glaube und Gehorsam. Voraussetzung für die Antwort auf die Frage, was Theologie sei, ist das *factum incarnationis*, aber auch die Tatsache, daß seit Christi Himmelfahrt das Dogma besteht, welches Gehorsam fordert. — Man tut gut, wenn man nach diesen äußerst knappen Ausführungen im letzten der Traktate liest, was Peterson über die Kirche geschrieben hat.

In drei Thesen führt er die Voraussetzungen auf, die zum Phänomen Kirche führten. Als erste findet er, daß die Kirche wesentlich Heidenkirche ist. Das mußte sie werden, nachdem die Juden nicht an den Messias Jesus Christus geglaubt hatten. Die Juden wollten ein messianisches Reich politischer Prägung. Damit verfehlten sie Christus und sein Reich. Die Folge war, daß die Ecclesia entstand und wesentlich Heidenkirche wurde. Wie Paulus die Problematik Synagoge—Ecclesia zutiefst durchlitten hat, zeigt Peterson in seinen Ausführungen über „die Kirche aus Juden und Heiden“. Die Tragweite der Absage der Juden besteht darin, daß nicht ein Reich im jüdischen Sinn, sondern die Kirche entstand, die sich als Missionskirche nach dem einmal kommenden Reich Christi richtet. Daß es nicht unmittelbar bevorsteht, wie die Judenchristen glaubten, ist Petersons zweite These. Die Einwirkung des Heiligen Geistes auf die Apostel begründet die Hinwendung zur Heidenmission (dritte These). Es geht Peterson auch wesentlich darum, den Öffentlichkeitscharakter der Kirche, zu dem Liturgie, Kirchenrecht und Dogma gehören, zu betonen. Rechtliche Legitimität und pneumatische Freiheit sind ihre Kennzeichen: „Ich bin daher der Meinung, daß eine Kirche ohne apostolisches Kirchenrecht und ohne die Fähigkeit, dogmatische Entscheidungen

Erik Peterson: Theologische Traktate. Kösel-Verlag München 1951. 450 Seiten.

Es ist ein Wagnis, wenn ein Autor einzelne Arbeiten wieder veröffentlicht, die sich über 22 Jahre erstrecken, dazu über Jahre, die für den Autor die Zeit einer inneren Wandlung waren. Wenn man das Buch Petersons mit historischem Interesse liest, dann findet man die Geschichte einer Konversion, wie sich nämlich die theologische Entwicklung Petersons in der Auseinandersetzung mit dem Protestan-

zu fällen, überhaupt als Kirche nicht angesprochen werden kann.“ (S. 421.) Wenn der Kirche der Öffentlichkeitscharakter verlorengeht, dann wird ihr auch „die Möglichkeit zu einer öffentlichen Wirksamkeit genommen.“ (S. 426.) Zur Spannung, in der sich die Kirche innerhalb der Geschichte bewegt, sagt Peterson: Die Kirche ist kein eindeutiges religionspolitisches Gebilde wie das messianische Reich der Juden. Sie ist aber auch kein spirituelles Gebilde, in dem solche Begriffe wie Politik und Herrschaft überhaupt nicht vorkommen dürften, das sich vielmehr darauf zu beschränken hätte, zu „dienen“. (S. 423.)

Vertieft wird die Auseinandersetzung mit der protestantischen Theologie in dem „Briefwechsel mit Adolf Harnack“ und dem Aufsatz „Christus als Imperator“, der sich gegen Harnacks „Militia Christi“ richtet. Beispiele aus der Apokalypse werden in ihrer Gegensätzlichkeit zum römischen Kaiser- und Reichskult gedeutet. Die Parallelisierung Christi mit dem Imperator deutet Peterson als Kampfsymbolik. Der Kampf geht nicht um ein bestimmtes geschichtliches, sondern um ein eschatologisches Imperium.

In dem 1935 als Buch erschienenen Traktat „Der Monotheismus als politisches Problem“ versucht Peterson die theologische Unmöglichkeit jeder „politischen Theologie“ an einem konkreten Beispiel zu erweisen. Er zeigt, welche Rolle der vom jüdischen Monotheismus abgeleitete und von Philo hellenistisch umgedeutete Monarchie-Begriff in der Patristik als politisch-theologische Propagandaformel gespielt hat. Er führt die Entwicklungslinie von Philo bis zu Orosius, bis zum Beginn des 5. Jahrhunderts. Bei Origenes erhielt das Problem seine große Bedeutung. Dieser hatte in der Auseinandersetzung mit Celsus, für den wie für die damalige heidnische Welt das Imperium Romanum in seinem nationalen Pluralismus mit dem Polytheismus verknüpft war, darauf hingewiesen, daß es nur ein Imperium gäbe, und daß damit der Polytheismus überholt sei. Das Imperium unter dem einen Monarchen Augustus sei von dem himmlischen Monarchen ausersehen worden zur Aufnahme Christi und zur raschen Ausbreitung der christlichen Religion. Eusebius, der Schüler des Origenes, hat diese Ansätze weiter ausgebaut. Ihm verhalf die eigene Zeit, die Zeit Konstantins, dessen Hoftheologe er war, dazu, vom Monarchie-Begriff her eine theologische Rechtfertigung zu finden für die politische Stellung

Konstantins. In dessen Monarchie sollte die göttliche Monarchie auf Erden dargestellt sein. Dieser Gedanke spielte eine wichtige Rolle im Arianismus. Erst durch das trinitarische Dogma wurde er theologisch überwunden. Aber dennoch hat er weitergewirkt. Obwohl Augustinus versucht hat, ihn endgültig zu verabschieden, wurde er nicht einmal von seinem eigenen Schüler Orosius verstanden. Leider bricht Peterson hier seine Darstellung ab. Hätte er die Problematik weiterverfolgt, dann wäre er wohl nicht zu der gewagten These gekommen, daß damals das Problem theologisch erledigt wurde und der christliche Glaube aus der Verketzung mit dem Imperium Romanum befreit worden war. Leider vermißt man jede nur andeutende Antwort auf die sich unwillkürlich aufdrängende Frage, ob — wenn eine „politische Theologie“ schlechthin unmöglich ist — es überhaupt eine Verbindung von Theologie und Politik gibt. Übrigens bleibt auch zu Petersons Schlußthesen die Frage, ob das Geheimnis der Trinität in der Schöpfung nicht wenigstens Analogien zuläßt und ferner, ob der Christ nicht auch einen andern, den politischen Frieden suchen muß außer dem, der „von keinem Kaiser gewährt wird, sondern allein ein Geschenk dessen ist, der ‚höher ist als alle Vernunft‘“. (S. 105.)

Trotz dieser Kritik bleibt der Verfasser dieser Zeilen — wie wahrscheinlich jeder Leser — Peterson für manch fruchtbare Anregung zu tiefem Dank verpflichtet.

K. A. Schöndorf.